

## LESEPROBE „DAS LETZTE ZIMMER“

**Charlotte Richter-Peill**

**Das letzte Zimmer (Roman)**

1.

Als ich die Tür zu meiner Wohnung aufschloss, hielt ich es vor Hunger kaum noch aus. Nicht, dass es keinen Kuchen bei meiner Mutter gegeben hätte; sie hatte mir zwei vorgesetzt. Trotzdem fühlte ich mich leer. Nur mein Kopf war voll. Er platzte fast von den Gedanken, die ich nicht denken wollte.

Ich schob eine Pizza in den Ofen, blätterte einen Stapel Illustrierte durch, versuchte meinen Kopf leer zu blättern, wärmte den Kakao von gestern auf, verschlang die Pizza und stopfte eine halbe Packung Vanilleeis nach. Doch mein Hunger war nicht zu stillen. Nicht so.

Milchreis. Ich kochte ihn frisch – das Zeug aus dem Kühlregal kam mir nicht auf den Teller –, streute Zimt und Zucker in einer dicken Schicht darüber und aß ihn so heiß wie möglich. Zwei randvoll gefüllte Schüsseln später schrubbte ich den Herd und spülte das Geschirr. Mein Bauch drückte gegen den Bund meiner Jeans. Der Hunger war weg, doch in meinem Kopf ging noch immer alles durcheinander. Also begann ich Ordnung in meiner Wohnung zu schaffen. Die Gummibänder, die an einem Haken über der Spüle hingen, sortierte ich nach Farben. Ich stellte meine Schuhe poliert und mit sauberen Sohlen in einer Reihe neben der Fußmatte auf und entstaubte meine Bücher, die sich im Küchenschrank und auf dem Spülkasten der Toilette und überall in meiner Wohnung stapelten. Draußen ging die Sonne unter. Regentropfen tippten gegen die Scheibe. Ich schob die CD mit den Nocturnes von Chopin in den CD-Player und legte mich mit einer Wärmflasche ins Bett.

Der siebte August. Mit jeder Stunde rückte er näher. Vatertag. Jahr für Jahr war es dasselbe. Das höhlte mich aus.

„Schau, Esther“, hatte meine Mutter heute Nachmittag zu mir gesagt, während ich Sahne auf meinen Apfelkuchen häufte. Sie schob mir einen Brief zu. „Den habe ich in einem Karton mit Aufsatzheften aus meiner Schulzeit gefunden. Keine Ahnung, wie der da reingeraten ist.“

Ich erkannte die kringelige Handschrift meines Vaters sofort.

„Dass ich den ausgerechnet jetzt finde“, sagte meine Mutter leise. „Wir hatten uns gerade auf dieser verkorksten Faschingsparty kennen gelernt.“

Auf jener berühmten Party war meine Mutter über die Keule eines Neandertalers gestolpert. Mein Vater, der auf dem Ball als Rettungssanitäter arbeitete und sich um ihren verstauchten Knöchel kümmerte, wurde fuchsteufelswild, weil irgend ein Scherzkeks sämtliche Eiskompressen entwendet hatte, um die Sektflaschen damit zu kühlen. In meiner Kindheit hatte ich diese Geschichte immer wieder hören wollen.

„Komm, Mama.“ Ich legte eine Hand auf ihren Arm. „Probier deinen Kuchen. Der schmeckt super. Und lass den Brief.“ Sanft nahm ich ihr den Brief aus der Hand und legte ihn auf den Kaminsims. Doch ich musste immer wieder hinsehen. Ich wollte lesen, was mein Vater meiner Mutter vor so vielen Jahren geschrieben hatte. Und wollte es auch nicht. Letztlich hatte ich der Versuchung widerstanden.

In dieser Nacht lief ich mit einem Magen voller Milchreis durch einen Traum, in dem die Fetzen zerrissener Briefe um mich herumwirbelten wie ein böses Schneegestöber. Die Schnipsel flogen mir ins Gesicht, in die Augen, in den Mund. Ich versuchte sie abzuwehren, doch immer mehr Papier schneite auf mich herab. Um mich gab es kein Fleckchen Luft mehr zum Atmen. Dann begannen die Schreie. Mit einem Ruck fiel ich zwischen den Schreien hindurch und landete in meinem Bett.

Atemlos versuchte ich, in die Wirklichkeit zurückzufinden. Das Laken umschlang meine Beine wie ein feuchter Wickel. Noch immer schrie jemand. Eine Katze, die durch den Hinterhof strich. Wie konnte ein so kleines Tier so schrecklich verzweifelte Laute ausstoßen? Die Digitalanzeige meines Radioweckers sprang auf 4 Uhr 49. Die Schreie verstummten.

Um halb sieben lag ich noch immer wach. Bestimmt hundert Mal hatte ich versucht, aufzustehen. Ich schaffte es nicht. Es war, als wäre mein Körper mit einer zähen Masse ausgegossen. Mein Kopf fühlte sich schwer an von den Gedanken, die dort oben herumrollten. Im Haus gegenüber begann ein Baby zu weinen. Ich schaute auf ein Spinnennetz an der Decke, das in einem leisen Luftzug schaukelte. Das Netz gefiel mir. Es sah so zart aus, so geduldig gewoben.

Mach schon, Esther. Steh auf. Koch' dir einen Becher Nescafé. Das hilft.

Je länger ich lag, desto sinnloser erschien es mir, diesen Tag zu beginnen. Mich mit ihm abzuplagen. Wozu mir die Zähne putzen, mich anziehen, mir ein Marmeladenbrot schmieren?

Das Dunkel. Es war ganz nah. Ich konnte seinen schleifenden Atem hören.

Seit Tagen hatte ich sein Kommen gespürt. Wie jedes Jahr um diese Zeit. Jetzt war es da, legte sich auf mich und spann mich immer fester ein. Es war schwer. Weich. Traurig. Und sehr, sehr hungrig. In mir war das Paradies, dorthin wollte es, wollte sich in meinen Magen bohren, in meine Lungen schlüpfen, mir das Herz leersaugen und die Hülle, in die ich mich verwandeln würde, mit sich selbst füllen.

Mit der Zeit hatte ich ein gewisses Können darin entwickelt dem Dunkel auszuweichen, bis es aufgab und in seinen bleiernen Schlaf zurücksank. Ich hörte mir ein paar zusätzliche Vorlesungen an, legte am Wochenende eine Extraschicht in der *Currybox* ein, besuchte mit Freunden einen Poetry-Slam. Ich backte einen Schokoladenkuchen, sah mir etwas Lustiges im Kino an, ging auf eine Party und verliebte mich neu. Ich setzte mich in ein klassisches Konzert, halste mir noch ein Referat auf und noch eins und noch eins, bewarb mich um ein weiteres Verlagspraktikum und glaubte eine Zeit lang, begeistert und voller Zuversicht zu leben.

Bis ich das nächste Mal in meinem Bett festklebte.

Ich durfte nicht liegen bleiben. Liegenbleiben war Gift. Ich musste diesen Tag in Angriff nehmen, so gut es eben ging. Es wäre nicht das erste Mal. Von dem Augenblick an, wo ich mich bewegte, würde es leichter werden.

Mit einem Ruck kam ich hoch und fiel beinahe aus dem Bett. Gut. Der Anfang war gemacht. Ich schlüpfte in meinen Morgenmantel, tappte in die Küche und löffelte Nescafé in meinen Lieblingsbecher, den mit dem Rosenmuster. Auf der Suche nach der Zuckerdose entdeckte ich zwischen einem Stapel schwedischer Krimis und dem Olivenöl eine Postkarte. Lange betrachtete ich die grauweiß gebänderten Kieselsteine, zwischen denen sich ein einzelner Klatschmohn hervorschob, der Stängel fast zu zart für den feurigroten Blütenschirm.

Wie lange war es her, seit ich die Feuermohnkarte im Briefkasten gefunden hatte? Ich drehte sie um und las den Poststempel.

Das letzte Lebenszeichen meiner besten Freundin war vor über acht Wochen hier eingetroffen. Mein Gewissen packte mich am Genick und schüttelte mich kräftig durch.

Eine tolle Freundin bist du, Esther! Fragst dich nicht einmal, was aus ihr geworden ist?

Okay, es war viel los gewesen in meinem Leben. Massenweise Arbeit an der Uni und in der *Currybox*. Die Nachwehen meiner Trennung von Stefan, an der ich noch immer kaute. Die Frage, wie es nach meinem Abschluss weitergehen sollte, der unerbittlich näher rückte. Und meine Mutter, die immer häufiger bei mir anrief, viel häufiger als früher, nie einen Besuch einforderte, niemals sagte: „Ich bin einsam, Esther“, die sich aber wie verrückt freute, wenn ich auf eine Tasse Kaffee vorbeischaute oder vorschlug, zusammen ins Theater oder ins Kino zu gehen.

Die Wochen ohne Meret waren verfliegen, ohne dass ich es recht mitbekommen hatte. Jetzt aber, an diesem Morgen, mit der Feuermohnkarte in der Hand, vermisste ich sie. Mir fehlten die Abende, an denen sie am Herd mit Gewürzen und anderen Zutaten hantierte, deren Namen ich nicht einmal kannte, und wenn es nicht schmeckte, zuckte sie die Schultern und rief den Pizza-Service an. Unsere Ausflüge in den Stadtpark fehlten mir, mit einer Flasche Rotwein, dazu Nudelsalat und Zitronenquark, und natürlich die Gespräche mit den Füßen im Ententeich. Meist redete ich, während Meret mit einer Aufmerksamkeit zuhörte, die niemals versiegte. Ihr konnte ich stundenlang von Stefan erzählen, der mich für ein Miststück von einer Musikstudentin mit Riesenbusen und rauchiger Jazz-Stimme im Stich gelassen hatte, und ihr Zuhören versöhnte und besänftigte mich mehr als die nächtelangen Diskussionen mit anderen Freundinnen über die Schlechtigkeit der Männer im Allgemeinen und von Stefan im Besonderen, und dann sagte Meret: „Lass uns schwimmen gehen“ oder: „Komm, wir leihen uns ein paar DVD's und ich mach' uns was im Wok und dann hängen wir uns die ganze Nacht vor die Glotze“, und auch das half, weil sie einfach da war und mit mir zusammen sein wollte, egal, wie gut oder schlecht es mir ging.

Wenn ich ein offenes Ohr brauchte, hatte Meret zwei für mich. Meret, der ich niemals zuviel wurde. Die sagte: „Klar, worauf hast du Lust?“, wenn ich um ein Treffen bat.

Ich schob den Rosenbecher beiseite, tippte Merets Nummer in mein Handy und wusste schon, dass es zwecklos war.

Ihr Handy war natürlich ausgeschaltet.

Noch einmal las ich die letzten beiden Sätze auf der Feuermohnkarte.

*Heute fahre ich nach Mühlenstedt, und wenn's da nur halbwegs okay ist, bleibe ich. Du hörst von mir!*

„Mühlenstedt“, sagte ich leise. Das Wort klang weich. Friedlich. Es versprach Grillabende, Obstbaumhaine, leicht verwahrloste, aber malerische Bauernhäuschen, ein charmanter, vielleicht etwas klischeehafter kleiner Ort, offen für jeden Besucher.

Und hier? Was war hier? Das Dunkel. Vatertag. Die Erinnerung unten halten. Meine Mutter würde anrufen. Sie würde nicht erwähnen, dass es der siebte August wäre. Aber wir würden es beide wissen.

Ich starrte auf die Feuermohnkarte.

Was, wenn der siebte August käme und ich wäre nicht zu Hause? Wäre zum Beispiel in Mühlenstedt und würde herausfinden, was aus Meret und ihrem Roman geworden war?

Ein Überraschungsbesuch. Und wenn sie weitergezogen war – könnte auch ich weiterziehen. Einfach weiterreisen. Auf Merets Spuren.

Der Gedanke hatte etwas Abenteuerliches.

Ich könnte ein Abenteuer erleben, dachte ich.

Der siebte August würde kommen, und ich wäre weg.

Ich saß in der Küche, trank meinen Kaffee und blätterte in meinem Kalender. Noch war es ein Experiment in meinem Kopf. Doch bei der dritten Tasse Kaffee suchte ich die Curryliste schon nach Leuten ab, die gern mal eine Extraschicht übernahmen und die ich anrufen könnte, um ihnen meine Wochenend-Einsätze aufs Auge zu drücken. Dann begann ich auf einem Zettel zu notieren, was ich für eine Woche Urlaub bräuchte.

Urlaub. Meine Güte, Esther. Du kannst nicht einfach Urlaub machen. Die Literaturliste auf deinem Schreibtisch ist einen Kilometer lang. Und außerdem geht's dir nicht gut.

Geht's dir nicht gut?

Nun, ich wollte nicht gerade meinen Balkon neu bepflanzen, um anschließend dreißig Kilometer mit dem Rad zu fahren und die Nacht durchzutanzeln. Aber seit

ich begonnen hatte, über Mühlenstedt nachzudenken, ging es mir besser. Ganz entschieden sogar. Allein der Gedanke an eine Reise schien geholfen zu haben.

Und wenn du es wirklich tust? Heute? Jetzt?

Zwei Stunden später warf ich meine Reisetasche in den Kofferraum. Unter einem Wust aus Tempotaschentüchern, Schokoladenpapier und Plastiktüten kramte ich den Atlas hervor, der nur noch von einem Streifen Paketband zusammengehalten wurde. Ich schaltete das Radio ein. *Hotel California*. Irgendwie läuft dieses Stück wohl immer, wenn man auf die Reise geht.

Auf die Reise. Wie Meret so viele Wochen zuvor.

(...)